

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**

Heft 23. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorauszahlung ohne Zuschlag vierteljährlich 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M. Berlin, 1. December 1894. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorauszahlung ohne Zuschlag vierteljährlich 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M. XXI. Jahrg.

Radirdruck verboten.

**Junker Sonnenschein.**

Novelle von M. Kirchner.  
(Schluß.)

Es waren herrliche Frühlingstage. Rings in der Wetterau blühten die Apfelbäume, und es lag wie feine rosige Wolken auf den fernen Wiesen; die junge Saat schauerte im Winde, der lange silberne Wellen in das Grün der dichten Halme zeichnete. Die Lerchen schwangen sich ins unabsehbare Blau, ihren ganzen Auferstehungsjubel in die Welt schmetternd, und in dem trägen Gewässer der Rieder rauschte etwas von verwegener, muthwilliger Jugendluft.

In den sonnigen Frühlingstag hinaus ritten die beiden Brüder. Durch den Wald, der die kahlen, grün angehauchten Aeste, an denen die Knospen dem Licht entgegendrängten, hoch in die warme Luft streckte, — an den Aedern hin, von denen würziger Duft von frischem Erdbreich und treibender Saat zu ihnen aufstieg, — nach Tachstetten.

Die Herrschaften waren im Garten und, wie sich's zeigte, im vollen Zuge mit Charaden-Ausführungen.

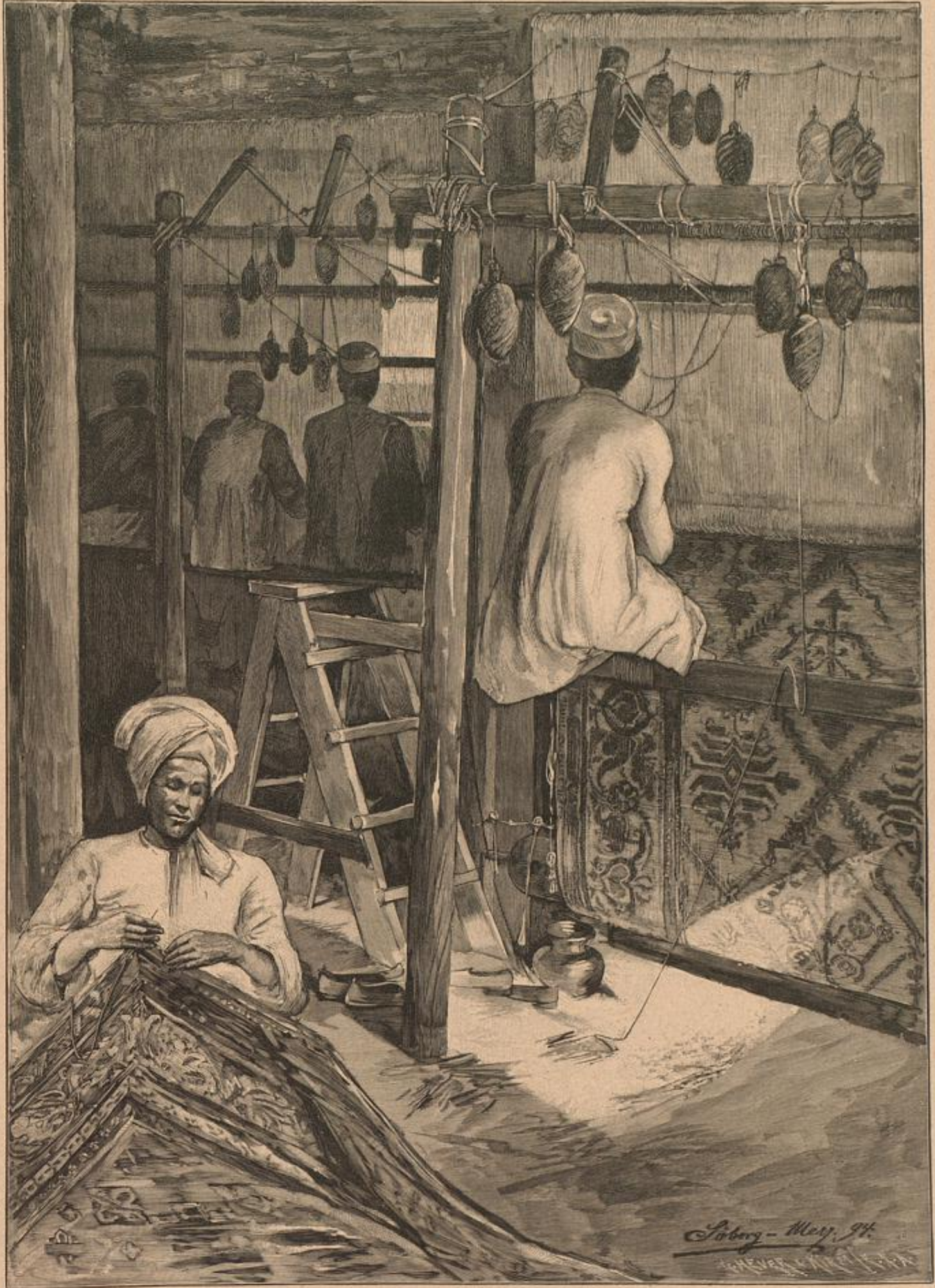
Die beiden Brüder kamen gerade dazu, als die junge Hausfrau dem altersgrauen Kammerdiener nicht ohne eine gewisse Erregung erklärte: „Der Friedrich soll sich schwarz machen.“

„Er will aber nicht, Frau Baronin.“

Das unverhohlene Erstannen der Neuankommenden brachte Frau von Tachstetten zum Lachen. Richard mußte ihr erst vorgestellt werden, dann aber erzählte sie sprudelnd: „Wir wollen den Asra machen. Vordchen ist eine so famose Sultanstochter; aber ich besteh' der Realistik halber auf einem schwarzen Asra, und von unferen wenigen Herren will keiner das Opfer bringen, sich in einen Mohren zu verwandeln, darum hab' ich den zweiten Bedienten herunter befohlen. Doch mir scheint, er erfasset die Situation nicht recht.“

„Könnten Sie denn nicht mich etwa brauchen, gnädige Baronin?“ fragte Rick übermüthig. „Ich passe brillant in alle Bekleidungen.“

„Aber Rick,“ mahnte der Aeltere mit leisem Vorwurf; er liebte es nicht, wenn sein Bruder eine Art Hansnarrenthums herauskehrte. Aber Rick hörte gar nicht. Er wurde in größter



Indische Teppichweberei.

Nach dem Bilde von J. Sjöberg-Mey. — Siehe Seite 182.

Schnelligkeit mit Ruß eingerieben; sein blondes Kraushaar versteckten zarte Damenhände unter einem improvisirten Turban, was ihm eine sehr angenehme Empfindung bereitete. Bald war so das Beduinen-Kostüm aus weißen Valen „täuschend echt“ hergerichtet, das lebende Bild beim plätschernden Springbrunnen sorgfältig gestellt, — und die „Mathe-Partei“, bei der sich auch der junge Literat befand, konnte herbeigerufen werden.

Alles ward ernsthaft betrachtet. Junker Sonnenschein aber machte sich seine Rolle zu nütze; er starrte Lorchens reizendes Gesicht mit glühenden Schwärmerblicken an und Lorchchen wechselte unruhig die Farbe, was dem Junker eine unsäglich Freude verursachte.

Man rieth auf Othello und suchte nach der passenden Situation, da schmetterte Junker Sonnenschein mit seiner klangvollen, hellen Tenorstimme: „Und der Sklave sprach: Ich heiße Mahommed, ich bin aus Yemen, und mein Stamm sind jene Asra, welche sterben, wenn sie lieben.“

„Ach verzeihen Sie,“ rief der Literat, „das heißt uns absichtlich mystificiren! Keine sagt: täglich ward er bleich und bleicher; davon merkt man bei Ihnen nichts.“

„So seien Sie doch nicht undankbar, Herr Doctor! Frau von Tachstetten wollte zu Ihrer aller Erbauung extra einen dunkeln Asra haben. Da habe ich mich geopfert; und um Ihrem Spürsinn auf die richtige Fährte zu helfen, brachte ich Ihnen das musikalische Leitmotiv!“

Darüber war eine gewisse Unordnung zwischen den Parteien eingerissen. Frau von Tachstetten rief sehr vergnügt: „Das ist ja alles gleichgültig! Wichtig ist Ihr Tenor. Der fehlt uns gerade. Wir studiren Quartette und kränken an einem höchst sporadisch sich einfindenden und dann noch schwächlichen Tenor. Ihre Stimme ist ausgezeichnet. Aber sind Sie auch singwillig?“

„Gnädigste Baronin, ich bin zu allem zu haben, das ist bewiesen. Jetzt darf ich mich wohl waschen?“

So hatte sich Junker Sonnenschein in Tachstetten eingeführt, wo er sich nun täglich einfand und häufig den ganzen Tag zubrachte. Keined war verödet. Auch Lorchens Besuche bei ihrer alten Freundin wurden eingeschränkt; wohl ohne ihr Zutun, und doch nicht ganz ohne ihre Schuld. Seit Junker Sonnenscheins Anwesenheit hielt eine eigene Schüchternheit das junge Mädchen davon ab, die Initiative zur Aufrechterhaltung des Verkehrs zu ergreifen.

Baron Hans, nie ohne eine gewisse Förmlichkeit, immer innerlich schüchtern, äußerlich kühl, ritt seltener hinüber als vordem und kam oft mit schwerem Herzen zurück. Es hatte sich etwas Ungreifbares verändert und er mochte sich selbst nicht gestehen, was anders geworden war.

Indessen waren die Apfelmützen von den Bäumen gefallen und lagen braun und runzlig auf dem Boden, das Korn fing an in Aehren zu schießen, und in warmen Nächten sangen die Nachtigallen.

Richard hätte längst in Bonn sein sollen; er vertröstete aber sein Gewissen mit der Unwichtigkeit der Vorlesungen und damit, daß er doch in Keined gewiß keine Schulden mache und allen Versuchungen aus dem Wege ginge.

Endlich hatte er den tugendhaften Entschluß gefaßt abzureisen, nur wollte er erst noch ein großes Frühlingstfest in Tachstetten mitfeiern. Illuminirter Park, bal champêtre, Rahnfahrten bei Jackelschein, dazu die landesüblichen Kähne mit Laubgewinden und bunten Draperien zu Fest-Gondeln umdecorirt, das war das oberflächliche Programm. Um dem Ganzen eine besondere Würze zu geben, sollten alle Teilnehmer kostümirte erscheinen, und zwar möglichst in irgend einer Tracht des vorigen Jahrhunderts.

Ist doch das große achtzehnte Jahrhundert so eigenthümlich beschaffen, daß uns seine Größe und Ernsthaftigkeit nur selten vor die Seele treten. Der tändelnde Scherz, die Leichtlebigkeit, der galante Humor, die Festesfreudigkeit und verschwenderische Prunksucht, der launige Erfindungsreichtum seiner Schnörkel und Arabesken-Welt, das ist's, was uns für das vorangegangene Säculum bezeichnend erscheint, und in diesem Sinne rauschender Lustigkeit und geistvollen Frohsinns war das Gartenfest in Tachstetten gedacht.

Junker Sonnenschein hatte in einer der alten Kämmerlein in Keined eine wichtige Entdeckung gemacht. Er hatte unter allerlei verschossenem Urväter-Hausrath ein vollständig erhaltenes Pariser Staatskleid aufgefunden, das ein Ur-Ur-Großonkel sich zu den Krönungsfeierlichkeiten Ludwig des XVI. hatte machen lassen, und wozu die Zeichnung von Boucher stammen sollte. Es waren ein dick mit Gold gestickter weißer Sammetfrack, weiße Atlasweste und eben solches Beinleid; sogar Schuhe mit großen Straßschnallen und lange seidene Strümpfe

fanden sich sorgfältig beige packt. Es fiel Junker Sonnenschein gar nicht ein, erst den Bruder, dessen Erbes Erbes diese Herrlichkeiten waren, zu fragen, ob er sie sich zu nütze machen dürfe. Ein Nein! in solchen Fällen war noch nie vorgekommen und auch gar nicht zu denken.

Alles sah vortrefflich. Richard sagte kein Wort von seinem Fund, zog sich nur am Festabend mit besonderer Sorglichkeit an, genau nach dem von Latour gemalten Portrait seines Vorfahren, das noch heute im Familien-Wohnzimmer hing. Es fand sich jedes Detail. Das Jabot, die Borstednadel, die Spitzen-Manschetten, das Klapp-Vorgnon mit Email bemalt, der Dreispiz und die Perrüde. Dieses Gehäuse auf sein junges Haupt zu stülpen, konnte sich indeß Richard nicht entschließen, er beugte nur seine blonden Locken einer stäubenden Puderquaste.

Hiz und fertig stand er vor dem Spiegel. Mit Hülfe der alten Haushälterin war es gelungen, das breite blaue Band, das ihm über die Schultern fiel und am Hinterkopf die Haarbeutel-Schleife nachahmen sollte, richtig zu befestigen. Er war zufrieden.

Den Dreispiz unter dem Arm, die emaillirte Doppel-Vorgnette in der rechten Hand wiegend, den kleinen Schnurrbart hoch hinauf gedreht, ein helles verwegenes Lächeln in den blauen Augen und um den feinen Mund, so trat Junker Sonnenschein in das Wohnzimmer. Sein Gang war vornehm lässig, fast schleppend in den hohen Händschuhen, das leise Geklirr des goldenen Degengehänges und der Breloques klang wie feines, rhythmisches Castagnetten-Accompagnement.

Fast schien es der Mutter, als träte ihr ein lebender Anachronismus entgegen. Es war ein echtes, muthwillig hochmüthiges Kind aus einer anderen Welt, das ihr gegenüber stand; und als Richard, das Vorgnon an seiner Kette fallen lassend, sich über die Hand der Mutter beugte, einen ritterlichen Kuß darauf drückend, da stob eine Wolke Puder aus seinen Locken und hüllte seine ganze feine Figur in einen durchsichtigen Schimmer, daß es aussah, als sei das alte Pastell aus seinem Rahmen getreten.

Die Mutter sah ihn mit bewundernden Augen und doch mit einer gewissen bekümmerten Angethlichkeit an. Gleich darauf trat Hans ein. Er hatte den sogenannten „venezianischen Mantel“ umgethan, jenen Rettungsanker maskeradenscheuer Männer, denen es vorkommt, als begäben sie sich auf den Weg in ein Narrenhaus, wenn sie sich verkleideten.

Sonderbarer Weise machte aber seine ganze Erscheinung ebenso vollkommen den Eindruck gewisser spanischer Portraits aus dem siebzehnten Jahrhundert, als die Richards dem achtzehnten anzugehören schien. Die übermäßig hohe, schlankte Gestalt in feierlichem Schwarz, der feine blasse Kopf, aus dem die großen, tiefliegenden Augen unter müden Lidern so ernsthaft hervorsahen, das stark vorspringende Profil, die leicht eingesunkenen Wangen, das einfach seitwärts gescheitelte Haar und der leicht zurückgebogene Schnurrbart, selbst ein gewisser Ausdruck von Abgespanntheit in der ganzen vornehmen Haltung, alles ließ an Velasquez denken, an Velasquez in jenen wunderbaren Portraits vom Hofe Philipp IV.

Kurzschichtig blickend trat Hans auf Mutter und Bruder zu, blieb aber wie angewurzelt stehen und wurde aschfahl, als er Richard und sein Kostüm erkannte.

„Wie kommst Du zu diesem Plunder?“ fragte er kurz und mit einer Art Widerwillen.

Richard begriff den Ton des Bruders nicht, wollte ihn aber weglassen, wie er alles Unbequeme wegzulassen gewohnt war.

„Sicht's etwa nicht?“ fragte er mit einer coquetten Bewegung. „Ja, Du hast Schätze, Hans, von denen Du nicht einmal etwas ahnst!“

„Ja! Nichts ahnen! Ich hoffte, die seien im tiefsten Moder begraben! Verzeih mir, Rid, aber, mir ist's entsetzlich, Dich in diesen Kleidern zu sehen. Und dazu noch diese schauerliche Aehnlichkeit! Ich bitte Dich, zieh Dich um.“

„Was fällt Dir ein, Hans! Solch einen Fund gemacht haben und ihn nicht benützen! Und woher soll ich jetzt ein anderes Kostüm nehmen?“ Und Junker Sonnenscheins selbstgefällige Freude wandelte sich in Aerger über des Bruders Zumuthung.

„Ich bitte Dich!“ wiederholte Hans.

„Dann bleib ich zu Hause!“ Trotzig warf sich Richard in einen Lehnstuhl, kreuzte die Beine und summte ärgerlich eine italienische Arie vor sich hin, während er, beide Ellbogen auf die Armlehnen seines Sessels gestützt, die leicht ausgespreizten Fingerspitzen seiner Hände im Takte gegen einander tippte.

Hans blickte so finster zu Junker Sonnenschein hinüber, wie es dieser noch nie erlebt, und sagte nur kurz: „So komme!“

Richard, immer bereit wieder einzulenken, wenn er seinen Willen durchgesetzt hatte, ging auf den Aelteren zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und schmeichelte: „Hans, für diesmal laß es gut sein! Ich konnte Dir heute den Willen nicht thun. Ein andermal frag ich Dich aber früher, ehe ich Deine Sachen plündere.“

„Als ob's darauf ankäme! Nun, reden wir nicht weiter davon!“

Und zärtlich, ehrerbietig sich von der Mutter verabschiedend, ging Hans voraus. Kopfschüttelnd folgte Richard, der sich das sonderbare Wesen des Bruders nicht erklären konnte, aber, wie das so seine Gewohnheit war, mit einem Achselzucken abschüttelte, was er nicht zu ändern vermochte.

Schnell flog der offene Wagen über die Straße hin durch die dunkle, duftende Mainacht, Tachstetten zu, das den beiden Keineds heute entgegengliederte, als hätte der Himmel dort alle seine Sterne auf einen Fleck ausgefäet. Es war schwül, und schwere Wolken standen am Horizonte; von Zeit zu Zeit zuckte ein Wetterleuchten hinter dem Tannus auf, aber die Luft war unbeweglich, todt, das Wetter sehr fern. In Tachstetten befand sich das Vergnügen in vollem Zuge; rauschende Tanzmusik drang aus dem hell erleuchteten Schloßgarten, der, mit den verstopften Buchenhecken, der zopfig decorirten Fontaine in seiner Mitte und den altmodisch regelmäßigen Beeten, die wundervollsten Coullissen abgab für all das bunte Treiben. Die älteren Männer schienen zwar an der allgemeinen Heiterkeit nicht recht theilzunehmen. Ernste politische Verwicklungen ließen kommendes Unheil ahnen.

Die spanische Thron-Candidatur, die drohende Haltung Frankreichs und die militärische Leistungsfähigkeit Deutschlands gaben unerschöpflichen Stoff zu gründlichem Meinungsanstande. Die Jugend ließ sich dies nicht anfechten, sie genoß den Augenblick unbekümmert um die Zukunft.

In reizvollen, mit immer erneuter Grazie sich frisch verschlingenden Gruppen wogte die kostümirte Schar durcheinander, alle Typen des vergangenen Jahrhunderts so herausbeschwörend, wie sie gerade in den verschiedenen Köpfen weiterlebten. Die Hausfrau hatte ein reich mit Spitzen verziertes Watteau-Kostüm angelegt und waltete unter ihren Gäste auf das belebendste.

Lorchchen trug das einfache Kleid, das man gewöhnlich mit dem Namen Charlotte Corday's in Verbindung bringt. In ihren Augen lag eine vorahnende Traurigkeit, in ihrer ganzen Persönlichkeit etwas, als müße sie sich einem Schlage beugen, nicht ihm ausweichen.

Da die Brüder auf sie zukamen, um sie zu begrüßen, ließ sie, nachdem sie Richards „guten Abend“ flüchtig erwidert hatte, ihre Hand lange in der von Baron Hans ruhen; sie sah ihm dabei gerade und vertrauensvoll ins Gesicht, als sei er ihr eine Zuflucht. Aber Hans konnte sich über den Charakter dieses Blickes nicht täuschen, und er fühlte, wie eine hoffnungslose Traurigkeit sich ihm ins Herz schlich.

Später am Abend, da er auf Lorchchen zutrat, um sich eine Quadrille zu erbitten, kam auch Richard herbei und fiel ihm ins Wort: „Nein, Hans, Du mußt Dich noch einmal opfern, Du bleibst ja doch im Laube, und ich muß fort! Nicht wahr, die Quadrille gehört mir, gnädiges Fräulein?“

Hans trat mit erzwungen freundlichem Lächeln zurück. Er kam sich plötzlich vor wie ein sehr alter Mann. Dem Tanz zusehen mochte er nicht, er kehrte dem Festplatze den Rücken und wendete sich den dunkeln Parkwegen zu.

Auf eine Steinbank in eine ferne Allee flüchtete er sich; dorthin schallte die Tanzmusik nur wie eintöniges Summen, durch das hin und wieder eine Art Aufjubeln brach. Den Kopf in die Hände gestützt, sah er trübe vor sich hin und ließ die Eindrücke der letzten Wochen an sich vorüber gleiten. Das Herz ward ihm schwer dabei. Er wußte, daß sein Lebensglück an ihm vorübergeflogen war, daß es ihn nur mit dem Flügel gestreift hatte.

Die Musik war verstummt und hatte von neuem begonnen. Die lange Allee herab kamen leichte, langsame Schritte; zwei Figuren zeichneten sich undeutlich ab auf dem dunkeln Hintergrund der Buchenhecken. Sie waren ganz nahe herangekommen, ehe Hans sie bemerkte, und das Herz klopfte ihm im Halse, da er sie erkannte. Er wollte nicht lauschen, er wollte aufstehen, ihnen entgegengehen, aber seine Glieder waren gelähmt und versagten ihm den Dienst.

Durch die Buchenwipfel brach ein voller Mondstrahl; er beleuchtete zwei glückliche Menschenkinder. Sie waren stehen geblieben und sahen sich in die Augen, und des Mädchens Augen blickten treu und fest, die des Jünglings froh und verwegen.

Und leise, ganz leise hörte es Hans durch ein großes Brausen, wie durch das Rauschen eines Wasser-

fallend, hindurch: „Und hast Du mich denn wirklich lieb?“

Die Erwiderung hörte er nicht mehr; er schlug die Hände vor die Augen und fühlte doch, daß Richard sich die Antwort in einem langen Kuß geholt hatte.

Und desselben Abends, als Vorchon dem Freunde beide Hände zum Abschied entgegenstreckte und ihn selig ansah, da beugte er sich über die feinen weißen Händchen, küßte sie andächtig und sagte leise: „Seien Sie glücklich!“ Und sie ahnte nicht, daß sie ein braves Herz gebrochen hatte.

Die Brüder fuhren wieder durch den Wald. Von Fieberschauern geschüttelt, drückte sich Hans in die fernste Ecke. Rüd saß aufrecht, den Rococo-Degen zwischen den Knien aufgestellt, die Hände auf dem Griff gefaltet, barhaupt, ohne Mantel, mit leuchtenden Augen in die Finsterniß hinausstarrend. Er merkte es kaum, daß ihm der Wind pfeifend ins Gesicht fuhr und die Blitze grell aufleuchtend ein Gespenst der umgebenden Landschaft aus dem Dunkel hervorzauberten. Und vor Hans' Seele stieg ein anderes Gespenst herauf, das Gespenst eines bezauberten, pflichtvergessenen, untergegangenen Vorfahren. — Vor nun bald hundert Jahren war aus dem alten Herrenhaus dort oben ein fröhlicher, sonnigemüthter Reined in die Fremde hinausgezogen und war nach Paris hinübergeschwärmert und nach dem festlich lauten Versailles.

Und über dem Rauschen der Wasser von Versailles hatte er das Lied seiner heimischen Wälder vergessen, und in der brausenden Festesfreude, im Witzgefachte mit Frankreichs schönsten Frauen war die Erinnerung an die ferne treue Braut verlöschet. Und als die Hochfluth der Revolution über das Land hereingebrochen, hatten ihn Sirenen festgesungen und hielten ihn gebannt. Er konnte sich aus seinem Leben nicht lösen. Kein Ruf aus der Heimat, kein Befehl eines Vorgesetzten drang mehr bis zu ihm. Einer Freiheitsverkünderin blindlings folgend, vom Freiheitsstaumel erfasst, im National-Convent ein hitziger Beredter, auf der Guillotine ein lächelndes Opfer des neuen Evangeliums, — das war die traurige Geschichte jenes lebenslustigen deutschen Edelmannes, der so fröhlich ausgezogen war zu so frühem Tod.

Auf welchen Umwegen später das schöne Pastell-Portrait dieses Reined, sowie verschiedenes Andere seiner Habe in sein Vaterhaus gelangte, wußte niemand mehr genau. Aber Hans erinnerte sich, noch in seiner frühesten Kindheit einen gebrechlichen, uralten Diener gekannt zu haben, dessen Erzählungen aus der Revolutions-Zeit er mit angehaltenem Athem lauschte, und der den Verschollenen begleitet hatte. Und alles, was Hans von dem verückenden Zauber und strahlenden Leichtsinne dieses Vorfahren hatte singen und sagen gehört, fiel ihm schwer auf die Seele. Ein unheimliches Grauen beschlich ihn; es verzehnfachte den nervösen Abscheu, den ihm die Verkleidung Richards vom ersten Augenblick an eingestößt gehabt. Die Ähnlichkeit in der Erscheinung des treuloosen, unglücklichen Ahnen und des Enkels, des heißgeliebten Bruders, ward ihm zur qualendsten Pein.

Der Kutscher peitschte auf die Pferde los, der Wagen flog über die Feldwege dahin, und da das Schloß erreicht war, prasselte der erste brausende Gewitterregen nieder.

Richard hatte von Tachstetten Abschied genommen und Reined verlassen, ohne dem Bruder oder der Mutter irgend eine weitere Mittheilung über sein Verhältniß zu Dolores zu machen.

In der Wetterau wollte das alte fröhliche Leben nicht wieder aufblühen; es lag gewitterschwül über Deutschland, und nirgends konnte eine richtige Heiterkeit aufkommen.

Da brach die Kriegserklärung des Jahres 1870 herein, die schlimmsten Ahnungen zur Gewißheit machend.

Richard schrieb von Bonn, er habe sich als Freiwilliger gemeldet, werde den X-Husaren zugetheilt und komme noch auf einen Tag heim, um sich von seinen Lieben zu verabschieden.

Hans wußte, daß es für seine Person eine Unmöglichkeit wäre, seine Annahme im Heere durchzusetzen; zu Hause zu bleiben erschien ihm aber ebenso unmöglich; seine geringen Kräfte mußten genügen zu dem aufreibendsten, schwersten Dienst, den man je von schwachen Kräften gefordert, — zur Pflege der Verwundeten. Es war dies auch eine Art, sich selbst zu entziehen.

Richard, dem die Husaren-Uniform den Zweck einer äußerst kleidsamen Maskerade zu bilden schien, fuhr im Schloßhof ein, das Robert Reined'sche Liedchen vom Sonnenschein auf den Lippen.

Er pffiff es ganz laut, und man meinte die Worte zu verstehen:

„Daß doch so lang die Welt erblickt  
Und weißt, daß sich's für mich nicht schickt“ —  
so fest und muthwillig klang's in die Welt.

Säbelkasseld stürmte er die Treppe hinauf, umarmte die Mutter, schüttelte dem Bruder die Hände und sprach von dem bevorstehenden Feldzug, als wäre er einzig dazu da, den Studenten Gelegenheit zu geben, eine fidele, abenteuerliche Ferienreise vor Ablauf des Semesters anzutreten.

Hans theilte ihm seine Absicht mit, den Feldzug unter dem rothen Kreuze mitzumachen.

„Das sieht Dir wieder einmal ähnlich, mein Alter,“ rief Richard, „wenn sie mir ein Bein abschneiden, willst Du da sein, um alles wieder in Ordnung zu bringen!“ Dann ernstlich werdend: „Muthest Du Dir auch nicht zu viel zu, Hans? Du siehst vertheilt schlecht aus. Die Unterhaltung wird für Dich mäßig sein; am Ende überbürdest Du Deine Kräfte und bleibst selbst liegen.“

„Nid, vom Unterhaltungs-Standpunkte aus kann ich die Sache überhaupt nicht auffassen, — Gott hab' uns alle in seiner Hut! Aber daheim zu bleiben vermag ich nicht. Arme Mutter!“

„Ich sehe es schon, Ihr würdet am liebsten alle miteinander mitgehen wollen, bloß weil Euer Schoßkind ein paar Kugeln pfeifen hören wird!“ meinte Junker Sonnenschein lustig.

Nach längerem Hin- und Wiederreden fragte er plötzlich: „Hans, willst Du mich heute Nachmittag nach Tachstetten fahren?“

„Reitest Du nicht lieber allein?“

„Nein, nein, komm' mit! Ich bitte Dich.“

Und lachend und scherzend machte Junker Sonnenschein auch in Tachstetten seine Waise über den kommenden Feldzug.

Vorchon war todtenblaß geworden, als sie ihn in der Uniform hatte eintreten sehen; sie hatte kurz darauf den Salon verlassen, um ihre eigene Wohnstube aufzusuchen. Richard erbat für sich und seinen Bruder die Erlaubniß, sich von ihr verabschieden zu dürfen, — und die beiden wurden in ihr kleines Heiligthum geführt.

Es war ein niederes, wohlliches Stübchen des Obergeschosses, mit freundlichen, kleinscheibigen Fenstern voll Blumen, die, wohl gepflegt, üppig zu gedeihen schienen. An den Wänden zeigte sich allerlei Erinnerungskram, alles so ordentlich und gut gehalten, daß der Eindruck freundlicher, wohlthuernder Ruhe den Eintretenden überkam.

Richards toller Muthwillen schien unwillkürlich einer anderen Stimmung zu weichen; er sah ergriffen aus, wie er auf Vorchon zutrat und stumm ihre Hand faßte.

Sie zitterte heftig und konnte auch nicht sprechen. Hans war ans Fenster getreten, sah in die weite Au hinaus und wünschte sich fort, — weit, weit fort. Junker Sonnenschein faßte sich schnell.

„Wir kommen um Abschied zu nehmen,“ sagte er mit erzwungener Heiterkeit. „Hoffentlich ist's nicht für lang. Ein Spazierritt nach Frankreich hinüber, und dann bringen wir den Frieden wieder heim.“

Vorchon kämpfte tapfer die Thränen nieder, die ihr in die großen dunkeln Augen steigen wollten. „Gott behüte Sie,“ sagte sie ganz leise, aber es lag wie ein andächtig frommes Gebet in diesen Worten. Und somit hatten sie sich ja nichts mehr zu sagen, oder vielmehr, gerade jetzt konnten sie sich nichts mehr sagen.

Hans trat endlich auch heran und hielt Vorchens Hand zum Abschied. Er hatte noch etwas auf dem Herzen. „Fräulein Vorchon,“ sagte er einfach, „wenn wir beide weg sind —“

„Sie gehen auch?“ rief sie überrascht.

„Nur als Lazarethpfleger; aber abwesend bin ich doch, und drüben bleibt die arme Mutter ganz verlassen zurück. — Liebes gnädiges Fräulein, wollen Sie recht oft hinübergehen und thun, was Sie nur können, zu ihrem Troste?“

Sie antwortete nicht, weil heftiges Schluchzen ihre Stimme ersticke. Leise fuhr er mit der Hand über ihren Scheitel und sprach ihr zu, wie man ein Kind tröstet. Sie schmiegte sich an ihn, als sei seine Brust die eines älteren Bruders, und er vergaß das eigene Weh über ihren Schmerz.

Dann kam der schreckliche letzte Abend zu Hause, — der Abend, an dem Hans noch die kleinsten, letzten Anordnungen gewissenhaft zu besorgen trachtete, und an dem Rüd der schmerzestarrten Mutter gegenüber saß und mit Scherzen die arme Frau über ihre Trauer hinwegzutäuschen suchte, bis sie schluchzend zusammenbrach. — Dann kniete er ihr zu Füßen, bedeckte ihre Hände mit Küßen und fand alle kindischen Schmeichelnamen wieder, die er je für sie gehabt, — aber trösteten konnte er nicht — und beruhigen nicht besser. Er dachte an keine Pflicht, — er glaubte an keine Fügung.

Lange nachdem Junker Sonnenschein sein Lager aufgesucht, saß Hans noch im ernstesten Gespräche neben der

armen Frau und versuchte, ihr zuzusprechen, um ihren gebrochenen Muth zu heben. Es mußte ja sein.

Sie waren fort. Schlag auf Schlag kamen die Nachrichten von den ersten Schlachten, und in schneller Aufeinanderfolge hörte man von Sieg auf Sieg.

Junker Sonnenschein schrieb mitunter possirliche Briefe, in denen er alle komischen Zwischenfälle seines Bidouac-Lebens in humoristischer Weise schilderte; danach zu schließen, hätte der Feldzug ein amüsantes Unternehmen zur Belustigung junger Offiziere sein müssen.

Hans schrieb mit jeder Feldpost. Er berichtete, wie tapfer Junker Sonnenschein den fremden Kugeln gegenübergestanden, wie er bei Gravelotte eine Fahne genommen habe, und wie man den neuernannten Lieutenant allenthalben lieb hätte, verwöhnte und auszeichnete, sodaß er sogar manchen tollen Streich machen dürfte, für den ein anderer hart zurechtgewiesen worden wäre. Ihm ginge eben alles durch.

Im August wurde Richard zum Stabe eines der hervorragendsten Generale zur Nordarmee commandirt, während Hans in der alten Stellung verblieb.

Es folgte für den älteren Bruder eine Zeit grenzenloser Angst und qualender Sorge, die er nur in der aufreibenden Thätigkeit seines Pfliegeramts einigermaßen zu vergessen im Stande war. Nach jedem Gefechte, nach jedem Zusammenstoße durchforschte er die Verlustlisten mit klopfendem Herzen.

Der Tag von Sedan kam; die Verlustlisten waren endlos lang. Bei einer flackernden Dellampe, deren ungenügendes, trübes Licht ihm das Lesen kaum möglich machte, saß Baron Reined und suchte die vor seinen Augen tanzenden Buchstaben festzuhalten. Neben ihm stöhnte ein Schwerverwundeter, dessen Rothverband er soeben an Stelle des anwesenden Arztes gemacht hatte.

Gott sei Dank, nicht unter den Todten, — nicht unter den Verwundeten stand der Name; — — —, aber da, — schrecklich für Hans, der seit Wochen auf den Schlachtfeldern zu Hause war, da unter den Vermissten las er: „Baron Richard Reined, Secondelieutenant im X-Husarenregiment.“

Hans sah alles roth; der kalte Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Er mußte fort, selbst suchen, selbst finden, — kein anderer würde thun, was geschehen müsse!

Aber, an die Disciplin seiner Thätigkeit gewöhnt, wollte er sein Lazareth nicht verlassen, ehe er nicht für sich selbst einen Ersatz gefunden. Arzte aufsuchen, die zweckdienlichsten Anordnungen treffen, Urlaub einholen, und die größte Schwierigkeit, schnelle Transport-Mittel aufstreifen, das alles erforderte Zeit und stellte Hans' Geduld und Pflichtgefühl auf eine grausame Probe. —

Der helle Septembermorgen hatte längst seine Nebelschleier fallen lassen, die in der Sonne wie Diamantketten glitzernden Marienfäden zogen sich von Ort zu Ort und flatterten im Wind, als Reined, von seinem alten Diener gefolgt, querselben in die Richtung ritt, wo der Stab, dem Richard angehörte, gewesen sein mußte.

Sein Ritt, der ihm endlos lang schien, ließ in seinem Gedächtnisse nichts zurück, als die Erinnerung an sich beständig ablösende, wechselnde und immer wiederkehrende, grausige Vorstellungen von Unglücksmöglichkeiten.

Wie er endlich ins Lager gekommen und zu der Heeresabtheilung gestoßen, die er suchte, hat er sich nachmals nicht klar machen können. Was er im Lager erlebte, hat er nie sagen mögen. Kalte, ausweichende Antworten, halbe Mittheilungen, schonendes Mitleid für ihn, kaum verhehlte Berachtung für den Gesuchten, etwas Unfaßbares, kalt zu Boden Drückendes trat ihm überall entgegen. Das eine stand fest: Am Tage vor der Schlacht war Richard mit wichtigen Befehlen an einen in ziemlicher Entfernung stationirten Commandeur geschickt worden. Seinen Auftrag hatte er ausgeführt, war aber am Abend nicht heimgekehrt; Sedan war ohne ihn geschlagen worden, und seither hatte man ihn nicht gesehen.

Auf weitere Fragen blieb die Antwort ein stummes Achselzucken, nur schienen alle für Hans das tiefste Bedauern zu fühlen.

„Begreifen Sie denn nicht, daß der Aermste verunglückt sein muß! Es ist ja unmöglich, daß er freiwillig fortgeblieben wäre. Haben Sie nicht selbst gesehen, wie er sich schlägt?“ rief Hans.

Alles schwieg düster. Der Bruder empfand einen unerreichbaren Hintergedanken, etwas, gegen das sich sein ganzes Sein sträubte; und dem er machtlos gegenüberstand. Die öffentliche Meinung eines Kreises Ehrenmänner hatte ihr Urtheil gefällt, den Stab gebrochen.

Endlich am späten Abend fand Hans an einem Bidouac-Feuer den alten Rittmeister, dem Richard zuerst zugetheilt worden war, und der sich des sonnigen Temperaments und der Tollkühnheit seines neuen Rekruten so väterlich gefreut hatte. Nun würde er die Wahrheit, die

ganze Wahrheit hören. Nur sonderbar! — Er, der sie überall gefordert, wie sein Recht, fürchtete sie jetzt wie eine Verurtheilung.

Und der Rittmeister machte ihm kein Hehl aus der elenden Geschichte. Tief bekümmert erzählte er:

„Wie leicht sich Ihr Herr Bruder von jedem hübschen Gesichte den tollen Kopf hat verdrehen lassen, das wissen Sie so gut wie ich, Herr Baron. Es hat ja auch an sich weiter nichts so Furchtbares auf sich. In Bonn hatte er sich gleich im ersten Semester in eine dumme Geschichte eingelassen mit einer Frau, die ihn ganz beherrscht hat. Es war eine Französin, — viel Gutes konnte man ihr nicht nachsagen, glaube ich. — Sie machte verzweifelte Anstrengungen, sich von einem unbequemen Gatten scheiden zu lassen. Ihr Herr Bruder aber stand ganz unter ihrem Zauber. Nach den Osterferien damals, die er ja so ungebührlich in die Länge gezogen, kam er sehr abgekühlt zurück. Er scheint Versuche gemacht zu haben, sich aus dem Verhältnisse zu lösen. Es hat heftige Scenen gegeben, Drohungen ihrerseits, Rücksicht und Schwäche seinerseits und schließlich doch den unvermeidlichen Bruch. Sie hat Bonn verlassen und sich auf ihre französischen Güter begeben, die hier in der Nähe liegen. Daß Ihr Herr Bruder vor seinem Austritt eine Epistel von dieser Dame bekommen, darüber existirt kein Zweifel mehr, auch darüber nicht, daß er zu ihr geritten ist und sie ihn festgehalten hat. — Und so hat er als deutscher Soldat und Offizier den großen Ehrentag versäumt, an dem seine Kameraden für das Vaterland siegreich in den Tod gingen. — Mein armer Herr von Meined, Ihr Herr Bruder ist nicht zu entschuldigen, aber es thut mir leid, bitter leid um ihn!“

Als Hans nach den verzweifeltsten Versuchen, den Bruder zu finden, in den ersten Tagen des nächsten Jahres in Meined eintraf, war sein Haar ergraut, die schlanke Gestalt gebeugt, seine Züge erschienen verfallen. Er sprach fast gar nicht mehr, nur mit seiner Mutter von Zeit zu Zeit, und dann erzählte er ihr immer von neuem von Reichshofen und Gravelotte und von Junker Sonnenscheins tollem Muthe.

Vorchen unter die Augen zu treten, vermied er, solange es anging; von Richard hat er mit ihr nie gesprochen. —

Es war manches Jahr gekommen und gegangen, Junker Sonnenschein blieb vermisst; es wurde, und wohl mit Recht, geglaubt, daß der zum Bewußtsein seiner That gelangte, sich selbst den Tod gegeben hätte. — Vorchen ist bis heute unverheirathet. Manchmal, bisher leider immer vergeblich, stieg in dem Herzen der schwergeprüften Mutter ein schwacher Hoffnungsschimmer auf, als könnten die zwei gebrochenen Menschen, Hans und Vorchen, sich noch einmal zusammenfinden und sich gegenseitig das Leben tragen helfen, das ihnen einzeln zu schwer wird.

Es ist der letzte Wunsch eines Herzens, das für sich auf Erden längst nichts mehr hofft.

Nachdruck verboten.

Jeannetons Heirath.

Humoreske von L. Bürtner.

Man sollte es beinahe nicht für möglich halten, daß die hübsche, kleine, runde Jeanneton Duatel wirklich die Tochter ihrer Mutter ist, dieser alten, runzligen, gelben Hexe mit dem Raubvogel-Gesicht. Alles, was an Jeanne rosig ist, frisch und weich, ist an Mutter Duatel scharf, vertrocknet, garstig. — Und die arme Jeanneton hat schlimme Tage bei ihrer geizigen Mutter, die für nichts mehr Sinn hat als für die Zipselmützen des seligen Duatel, von denen sie eine nach der anderen vollgestopft hat mit harten Fünfsranken-Stücken.

Und dazu gehört eine erledigte Menge, müßt Ihr wissen, denn der selige Duatel hatte einen dicken Kopf, und seine Zipselmützen waren von der dümmsten Sorte, — von denen, die sich ziehen lassen wie ein Sad. Das war nun schlimm für die arme kleine Jeanneton. Alle hübschen, neuen Sonntagskleider und Brusttücher, alle ausgeschneittenen Schühchen und weißen Schürzchen, — ja, das alles steckte in Papa Duatel's Zipselmützen, aber es kam nicht heraus. Wenn die anderen Mädchen sich putzten, mußte sie in einem alten Föhnchen herumlaufen, und wenn sie sich bei ihrer Mutter beklagte, dann hieß es: „Schäm' Dich, an eiteln Staat zu denken; denk', daß Du 'was sparst für Dein Alter. Laß die anderen den Kram auf sich hängen, — Du kannst's im Bewußtsein haben.“

Ach, das Bewußtsein war ja ganz schön für alte Leute, aber Jeanneton hätte viel lieber ein hübsches, neues Sonntagskleid gehabt, in dem sie Prosper Verlain sicher noch viel besser gefallen hätte.

Ja, mit Prosper, das war auch eine schlimme Geschichte. Er war der Nachbarsohn, ein netter, schlanker Burche, an dem nichts auszuweisen war, als daß seine Mutter nicht so viel Zipselmützen mit Fünfsranken-Stücken in ihrer Bettstelle versteckt hatte, als Mutter Duatel; aber das war schon gerade genug. Und dazu kam nun auch noch die Begebenheit mit den Hühnern. Ihre Hühner nämlich, das waren die Geschöpfe, die den von den Zipselmützen noch übrig gelassenen Raum in Mutter Duatel's Herz und Sinn vollständig ausfüllten. Besonders drei große prachtvolle Hennen, ganz gelb, mit schwarzen Schöpfen, wurden von ihr glühend geliebt. Wenn es sich darum gehandelt hätte, ob sie Ra-na, Bon-bon und Da-da, — oder ob sie ihre Jeanneton hergeben sollte, es hätte gewiß einen harten Kampf in Mutter Duatel's Herzen gegeben, und wer weiß, wer den Sieg davon getragen hätte! Und von diesen Prachtvögeln, diesen auserlesenen Lieblingen, — Hühnern, wie sie feiner und schöner im Paradies gewiß nicht gewesen waren, von diesen Hühnern hatte Prosper's Mutter behauptet, daß sie nicht echt seien, — dumme Thiere, gerade gut genug, um Staat damit zu machen, — zu sonst nichts, — nicht 'mal um ein ordentliches Ei zu legen.

Daß sich daraus eine tödtliche Feindschaft entspinnen mußte, ist doch sonnenklar. Und da man neben einander wohnte, flogen bald die freundschaftlichsten Koseworte über den Zaun herüber und hinüber, und Mutter Duatel ging schon am Sonntag in der Weise nicht mehr in die Bant, in der Frau Verlain sah.



Richard Ulrich

Nach einer Photographie von B. Höffert, Hof-Photograph, Dresden. Siehe Seite 183.

Ja, es war schon so weit gekommen, daß sie bei einem Tauschmaus weggegangen war, weil Frau Verlain den Ehrenplatz erhalten hatte. Das konnte man doch nur ihr zur Chicane gethan haben, meinte sie.

Indessen, je feindslicher die Mütter gegen einander wütheten, desto mehr freundeten sich die Kinder an. Prosper's Mutter allerdings hatte nichts gegen diese Freundschaft. Sie hatte die hübsche, fröhliche Jeanneton von je gern gehabt, um so mehr, da sie sich immer eine Tochter gewünscht hatte, und die Vater Duatel'schen Zipselmützen waren eine angenehme Mitgabe für eine zukünftige Frau Verlain. Aber desto mehr tobte Mutter Duatel. Sie wollte nichts wissen von dem Leichtfuß, dem Habenicht's, dem Mutterhühnchen, — gar nichts wolle sie von ihm wissen; und er solle sich Jeanneton nur aus dem Kopfe schlagen. Für ihn hat sie sie gewiß nicht aufgezogen, mit tausend Kängsten; und wenn er etwa auf ihre Mitgift spekulirt, — nichts, nichts hat sie, — und was da ist, das gehört ihr, der Mutter Duatel, und davon giebt sie nicht einen roten Knopf heraus!

Auch heute Morgen hat sie wieder so getobt, und so ist natürlich Jeanneton nachher durch eine Zaunlücke in den Nachbargarten gekrochen und sitzt nun an einem sicheren Plätzchen, eng umschlossen von Prosper's Armen, der nach Kräften bemüht ist, sie zu trösten.

Doch der Erfolg ist gering. Immer heftiger strömen Jeannetons Thränen, und endlich schluchzt sie ihren tiefsten Kummer heraus: „Ja, und ich soll den Väder Maréol nun ganz bestimmt heirathen, — o, — den alten, häßlichen Glas-kopf. — Er will keine Mitgift, sagt er, ach, — und Mutter sagt, er ist eine gute Partie, — und ich soll mich freuen, — und sie würde es jetzt in Ordnung bringen. Und ich soll mir nur die Gedanken an Dich vergehen lassen, — ja, das soll ich, — sagt sie. — Aber ich thue es nicht, — nein, — nun gerade nicht, — und ich soll nicht in eine Familie kommen, die nichts versteht, — sagt Mutter, — gar nichts versteht von Hü-Hü-Hühnern!“ Und nun ein erneuter Thränenstrom. — Prosper ist ganz blaß geworden. Dann macht er sein entschlossenstes Gesicht: „Weine bloß nicht, — Liebchen, — a, diesen Maréol, den alten, reichen Geiztragen! — Ja, der könnte Deiner Mutter passen! — Na, sei nur still, ich leid's nicht; heut' noch red' ich mit ihr, und wenn sie Flausen macht, soll sie Prosper Verlain kennen lernen!“

„Ach nein, nur heute nicht,“ flucht die kleine Jeanneton, „nur heut' nicht! — Siehst Du, Mutter ist so schlecht gelaunt heut', — die Ra-na will ablut nicht brüten, — sie läuft

immer vom Nest weg, — und da ist Mutter so böse, — so böse.“ — „Wegen der dummen Viechker einen Tag in der Angst bleiben!“ murrte Prosper trotzig. „Na, und wenn's morgen und übermorgen Madame Ra-na noch nicht paßt, wie dann? Daß Deine Mutter hingeht, und mit dem Maréol alles ausmacht, he? Nein, schlupf' Du nur ruhig nach Haus, und mach Dir kein Kopfzerbrechen; ich red' grad' noch mit meiner Mutter, und dann komme ich!“

Bei Mutter Duatel ist während dessen die Laune noch nicht besser geworden. Ra-na ist fort, hat Nest und Eier im Stich gelassen und sich irgendwo verkrochen. Mutter Duatel's Haube sitzt ganz schief, und sie hat sich ihren Rock zerrissen beim Suchen; und deshalb ist's ein schlimmer Augenblick für Prosper Verlain, als er nun vor ihr steht, in der mit Heiligenbildern geschmückten Stube.

„Du, Prosper Verlain,“ sagt sie tüdlich und ihre Eulenaugen juckeln ihn böse an, „was willst Du hier? Schick Dich Deine Mutter, um mir Complimente zu machen?“

„Ach, laßt doch die dumme Geschichte, Frau Duatel,“ murrelt Prosper verlegen, „s ist ja nicht der Mühe werth, daß eine geschickte Frau, wie Ihr, sich ärgert um solche Kleinigkeit!“ — „Kleinigkeit, Kleinigkeit,“ kreischt die Duatel wüthend, „was weiß der Junge, was mir 'ne Kleinigkeit ist! — Aber einerlei, was willst Du bei mir?“

„Nichts für ungut,“ stottert Prosper und wird puterroth, „ich, — ich wollte, — ich meinte, ich dachte!“

„Na, komm nur zu Dir,“ höhnte die Duatel, „was meinst Du, was dachtest Du?“

„s ist wegen der Jeanneton.“

„Haha!“ kreischt Mutter Duatel in höchster Wuth, „dacht' ich's doch! Wegen der Jeanneton! — Das könnte Euch Lumpenvoll passen! — Meine Jeanneton und ihre Franken, ihre schönen, silbernen, gelt? — Aber nix da! Ich werd' Euch den Mund sauber halten, Dir und Deiner Mutter!“

„Was habt Ihr denn nur gegen uns, Mutter Duatel,“ begütigt Prosper, wenn ihm auch schon die Zornader schwillt. „Wir waren doch sonst gute Freunde, und wegen der dummen Hühner!“

„Dumme Hühner, — he, dumme Hühner!“ — die Stimme schnappt der Duatel über, und sie kreischt nur noch in den höchsten Füsteltönen. „Ich will Dir die dummen Hühner eintränten! — Was hat Deine Mutter gesagt, he? Entenbeine hätten sie, meine feinen Hühner, und sie würden wohl noch Enten ausbrüten! — Einjalzen will ich ihr's, — ihr und Dir! — Hinaus aus meinem Haus, — und wieder kommen magst Du, wenn meine Hühner Enten ausgebrütet haben! — Dann sollst Du die Jeanneton haben! — Und daß Du's weißt, im Herbst heirathet sie den Maréol!“

Ach Mutter Duatel, wenn Du in diesem Augenblicke Prosper Verlain's Gesicht hättest sehen können, und wenn Du eine halbe Stunde später Prosper Verlain und Deine Jeanneton unter dem Fliederbusch hättest belauschen können, — wer weiß, ob Du Deiner Ra-na so eifrig zugeredet hättest, ein gutes, kleines braves Hühnchen zu sein. „Sieh nur die hübschen, großen, weißen Eierchen! Will mein braves, gutes Hühnchen sich nicht auf die hübschen, weißen Eierchen setzen, damit nachher die lieben, kleinen da — da — da — Kücheldchen herauskriechen? Komm her, mein Thierchen, mein Seelchen, mein Schopfhühnchen!“

Und wirklich, „mein Seelchen“ hat ein Einsehen. — Noch ein paar mal spaziert die Ra-na mißtrauisch um das Nest herum und betrachtet mit einer nachdenklichen Kopfwendung die zehn Eier, die darin liegen, dann entschließt sie sich. Langsam steigt sie auf das Nest, langsam läßt sie sich nieder und dann schaut sie ihre Herrin an, als wollte sie sagen: „Du hast's so gewollt, — meinewegen, aber auf Deine Verantwortung!“

Die nächsten vierzehn Tage vergehen verhältnißmäßig ruhig bei Mutter Duatel. Es ist ihr zwar ein großer Ärger, daß Da — da und Bon — bon gar keine Anstalten zum Brüten machen; alles Zureden, das schönste, weichste Nest im dunkelsten Eckchen verfrängt nicht bei ihnen. Aber die Ra — na thut 'ja ihre Schuldigkeit.

Wohl zwanzigmal des Tages läuft Mutter Duatel zu dem Huhn, das aufgeplustert, unbeweglich auf dem Neste sitzt und seine Pflicht erfüllt. Halb und halb vergißt sie sogar darüber ihren Ärger wegen des von ihr auserlesenen Schwiegersohnes. Der Maréol ist gar nicht abgeneigt, Jeanneton zu heirathen, — „die hübsche kleine Hexe“, aber ohne Mitgift will er sie nun doch nicht nehmen. „So eine junge Frau hat Ansprüche, Mutter Duatel,“ sagt er, „und unter viertausend Franken thu ich's nicht, — keinen Sou weniger!“

„Viertausend Franken? Besser, Du bist nicht recht bei Trost!“ schreit die Duatel entsetzt, — „wo soll ich denn viertausend Franken hernehmen?“

Er streicht lachend über seinen schon stark ergrauten Knebelbart und giebt ihr einen freundschaftlichen Puff in die Seite.

„Hernehmen? — Na, ich weiß doch nicht, wo Du Deine Franken verstaubt hast!“

„Viertausend Franken,“ sagt sie jammernd. Und dann grob: „Für viertausend Franken findet die Jeanneton einen jungen Freier, keinen alten Kerl wie Du!“ Maréol lacht. „Und mein schönes Anwesen rechnest Du für nichts, alte Nacht-eule? ...“

Mit diesem zärtlichen Abschiede geht er von dannen, nicht ohne ihr nochmals aus der Entfernung listig zuzurufen. „Viertausend Franken“ bedeutet dies Kopfnicken.

Mutter Duatel überlegt. Wäre es da nicht besser gewesen, Prosper Verlain zu nehmen? Er paßt doch besser zu Jeanneton; Jeanneton hat ihn gern, und mit zweitausend Franken wäre er gern zufrieden gewesen.

Aber die Hühner! — Nein, sie hat sich zu sehr geärgert. — Und dann läuft sie wieder in den Stall und schaut nach Ra — na. — „Zehn Küchlein, wenn das Glück gut ist. — Wenigstens acht! — Wenn es lauter Hühner wären! — Nun, wenn auch zwei, drei Hähne darunter sind, die mögen erst stolz und schön sein. — A bah, ein Freier für Jeanneton findet sich doch, wenn's auch dieser freche Maréol nicht ist. — Alte Nacht-eule nennt er mich! — Nun, es muß ja nicht gerade Maréol sein!“

Drei Wochen sitzt die Ra — na jetzt auf den Eiern. Mutter



Aus den Pontinischen Sümpfen.  
Nach dem Blide von Pietro Garruci. — Seite Seite 183.





begte er überhaupt sehr wenig Vertrauen zur ärztlichen Kunst. Hat doch auch Dr. Leyden anfangs September nur durch eine List zur Behandlung herangezogen werden können. Vergeblich hatte bei dem Aufenthalte der Majestäten auf dem polnischen Gute Bielowesch, während des Augustmonats, der Warschauer General-Gouverneur Gurko den bekannten Berliner Professor, der ihn von so schwerer Krankheit geheilt, gelegentlich empfohlen. Da berief man diesen zu dem gleichzeitig anwesenden erkrankten Commandirenden des kaiserlichen Hauptquartiers, General-Adjutanten v. Richter, und nun erst gelang es der tief besorgten Kaiserin, den hohen Gemahl zu bereden, die Gelegenheit doch zu benutzen und Dr. Leyden zu einer Untersuchung zuzulassen. Da wurde denn die gefährliche Nierenkrankheit constatirt, die den Körper nun so zu entkräften begann, daß der hohe Patient bereits in Spala, wohin der Hof anfangs September übersiedelte, recht leidend ausjah,

wahrhaft frommer Mann im besten und schönsten Sinne des Wortes. Seine Gebete kamen aus aufrichtigem, reinem Gemüth; wenn er bei dem Besuche einer Stadt stets seine ersten Schritte zur Kirche lenkte oder an den kirchlichen Feiertagen regelmäßig den Gottesdienst besuchte, so geschah das immer aus religiösem Bedürfnis, aus innerem Drang, wie überhaupt an seiner ganzen Persönlichkeit alles wahr und offen war. Ein Blick in die freundlichen, klaren Augen seines milden Gesichtes überzeugte einen jeden von der Echtheit seiner menschenfreundlichen Gesinnung. Im Hinblick auf seine gläubige Frömmigkeit war es denn auch, und ganz im Sinne der orthodoxen Bevölkerung, wenn die Großfürstin Alexandra Jossifowna bei ihrer Fahrt nach Livadia den allbekanntesten und hochverehrten Protobiererei Joann von Kronstadt mitnahm, dessen Fürbitten vom Volke eine besondere Kraft zugeschrieben wird. Als bald nach Ankunft Joanns betete der Zar mit ihm gemeinsam, und am

Kaiserin zusammen, die Lehranstalten der Jugend und die Hospitäler des einfachen Volkes, letztere namentlich in Zeiten von Epidemien, dort mit seiner einfachen Freundlichkeit die kindlichen Herzen beglückend, hier durch sein herzliches Mitgefühl die Kranken tröstend, ihre Leiden lindernd.

Für seine eigene Person anspruchslos und mäßig in seinen Privatausgaben, hatte Alexander III. doch stets eine offene Hand für die nicht selbst verschuldete Armuth; in Fällen elementarer Noth hat er den Betroffenen oft reiche Hülfe aus seiner Privatschatulle gespendet und auch von Staats wegen große Unterstützungen und Erleichterungen zu theil werden lassen.

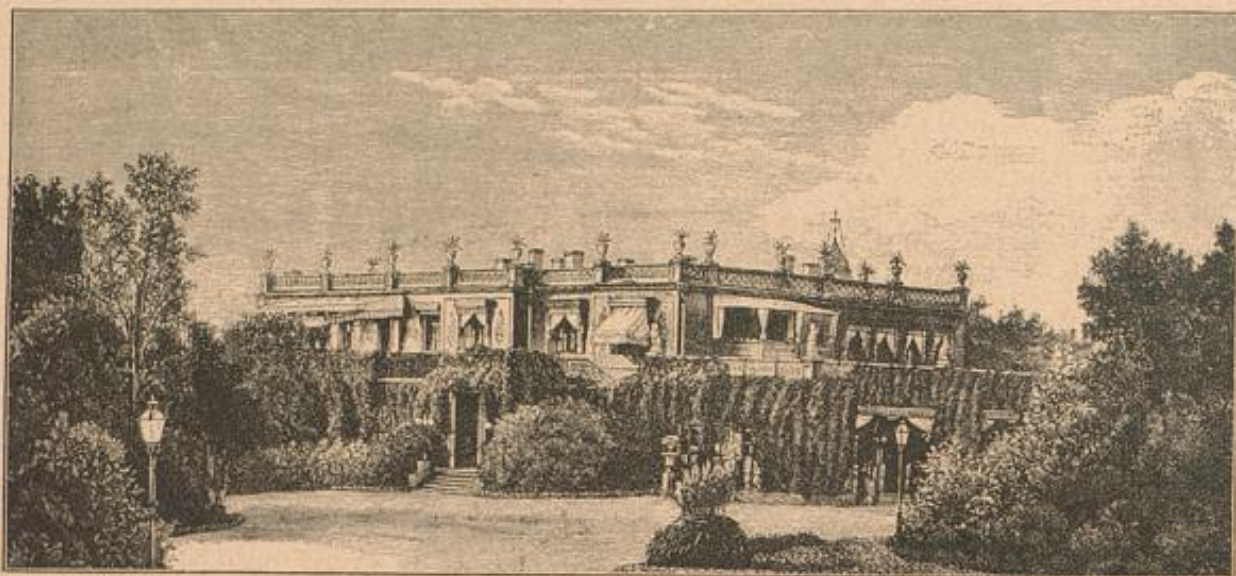
Aber mit dieser Milde des Herzens und Einfachheit seines Wesens paarte sich eine starke Energie des Charakters. Seinen persönlichen Muth hat er bereits als Thronfolger auf dem Schlachtfelde bewiesen; er hat ihn gezeigt nach jenem Schreckens-tage des 1./13. März 1881, — an dem Alexander II. durch verrückte Frevelthat trotz seiner militärischen Bedeckung sich dahingerafft wurde, — indem er sofort, wie später immer, ohne Escorte durch die Straßen fuhr, und er hat ihn wiederholt durch seine Haltung bewährt, wenn Unglücksfälle und Gefahren ihn plötzlich bedrohten. Den umfangreichen Vorsichtsmaßregeln, die seine Umgebung und die Behörden, namentlich bei größeren Reisen, für nothwendig erachteten, hat er sich gefügt von dem Gesichtspunkte des Staatsgedankens aus, nicht wegen persönlicher Rücksichten.

Nach der Trauer über den Tod des theuren Vaters, die ihn längere Zeit tief niedergebeugt hielt, ergriff er seit und kräftig die Zügel der Regierung im Sinne eines maßvollen und gerechten Selbstregiments. Wie unabhängig der Herrscher seine Entschlüsse zu fassen pflegte, lediglich nach seinem eigenen Urtheile hinsichtlich des Wohles des Reiches, das hat sich bei Ministerernennungen, Sanctionirungen oder Ablehnungen von Reichsraths-Gutachten, in zahlreichen Fällen überhaupt deutlich gezeigt. Ein hervorragender Zug seiner innern Politik war die von jeder weissen Regierung mit Recht obenan-gestellte Festigung der Reichseinheit, der staatlichen Zusammengehörigkeit aller national verschiedenartigen Glieder des großen Ganzen. Von seiner eigenen Ueberzeugung geleitet, daß solcher Politik besonders auch die Kräftigung der Staats-Religion erspriechlich sei, und von der ethischen Nothwendigkeit durchdrungen, den religiösen Sinn in der Bevölkerung zu stärken, hat Alexander III. dann auch die orthodoxe Kirche möglichst zu fördern getrachtet. Dabei hat ihm jedoch nichts ferner gelegen als nationale oder kirchliche Intoleranz; Unbuddsamkeit wäre ein bei seinem ganzen milden und gerechten Charakter unnatürlicher Widerspruch gewesen.

Doch in dem tiefen Organismus des russischen Reiches ging in der Durchführung der kaiserlichen Intentionen nicht alles immer streng nach dem Wunsche des Herrschers, und manchen Schmerz der Enttäuschung haben ihm solche Wahrnehmungen bereitet, ja bisweilen, wenn böswilliges Verschulden, unlautere, niedrige Gesinnung, Verrücktheit, Betrug sich offenbarten, dann ergriff den Monarchen tiefer Abscheu, auch wohl bei all seiner Herzengüte der heilige Zorn; und die gerechte Ahndung erfolgte, wie er sie bereits sofort bei seinem Regierungsantritt angedroht hatte, ohne Ansehen der Person oder Stellung. Um so sicherer konnte aber andererseits ein jeder auf die Treue der kaiserlichen Huld bauen, der sich des in ihm gesetzten Vertrauens würdig erwies.

In seiner, gleichfalls von ihm selbst geleiteten auswärtigen Politik war der Zar durchaus friedliebend, zum besten seines Reiches, dann aber auch thatsächlich zum Heile der ganzen civilisirten Welt. Weit entfernt, daß der streng monarchisch gesinnte Kaiser mit der französischen Republik je eine Allianz aggressiven Charakters geschlossen hätte, hat er vielmehr alle Revanche-Gelüste zurückgehalten, indem er unzweideutig erklärte, daß er ungeachtet auch noch so freundschaftlicher Beziehungen dem angreifenden Friedensstörer nie seinen zum Schutze wohl bereiteten Beistand leisten werde. Durch diese seine äußere Politik, sowie durch die im Innern errungenen bedeutenden Fortschritte hat Alexander III. Rußland auf eine Höhe der Macht erhoben, die es bisher nicht inne gehabt.

Groß und anstrengend waren bei solchem umfassenden Selbstregiment nach innen und nach außen die Aufgaben seines Herrscherberufes, aber unablässig hat er sich deren mit ganzer Hingabe, mit pünktlichster Gewissenhaftigkeit bis in die Details gewidmet, ja selbst auf dem Sterbelager hat er sich von den Staatsgeschäften nicht zu trennen vermocht, bis zum letzten Athemzuge ein leuchtendes Vorbild der Pflichttreue.



Palais Livadia. Sommer-Residenz des verstorbenen Zaren Alexander III.

sich mehr und mehr aus der Hofgesellschaft zurückzog und nur noch bei dem sfo o'clock-Thee erschien. Aber man setzte doch noch die besten Hoffnungen auf den Aufenthalt im Süden. Indessen die Abreise verzögerte sich leider; die Ankunft in der Krim fand erst am 21. September (3. October) statt.

Zu dem immer schlimmer sich gestaltenden Leiden des theuren Oberhauptes der Familie kam noch so manches andere Bekümmerniß hinzu, namentlich bezüglich des Großfürsten Georg Alexandrowitsch, der schon seit längerer Zeit im südlichen Kaukasus lebte, in dem für Brustschwache günstigen Kurort Abastuman. In Spala, wohin bereits der Großfürst auf die ersten trüben Nachrichten über das Befinden des Vaters gekommen war, fand man den Kaiser einst nachts am Bette des Sohnes von tiefem Kummer erschüttert. Auch sonst erhöhten noch Krankheitserscheinungen in der Familie das große Leid.

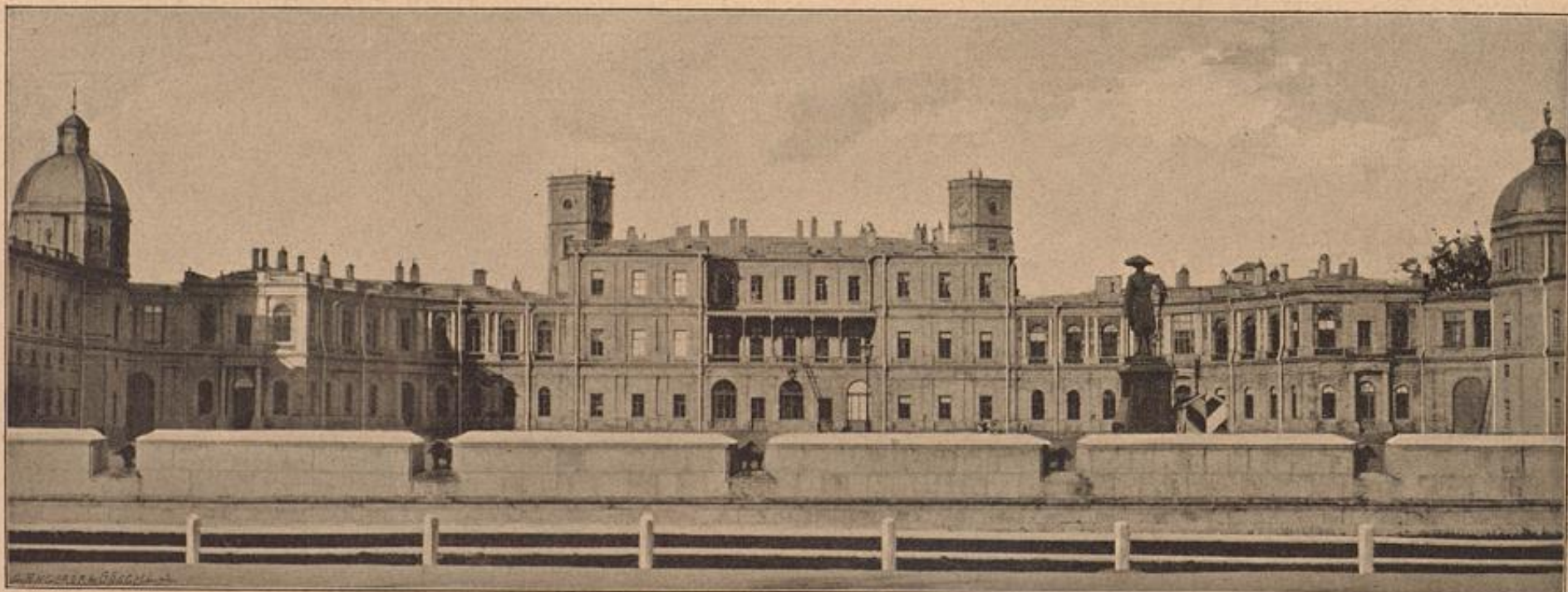
Doch auch freudige, tröstende Eindrücke waren den so schwer Betroffenen noch beschieden. Obenan stand unter ihnen das Eintreffen der hohen Verlobten des Großfürsten Thronfolgers.

Eine besonders tröstliche Wahrnehmung war dem Kaiser auch die allgemeine tiefe Theilnahme, die seine Unterthanen einmüthig an den Tag legten.

Ja, das russische Volk hat diesen Kaiser wahrhaft geliebt. Es liebte in ihm vor allem den edeln Menschen, dessen ehrliches, gutes Herz sich im Verhältnisse des Selbstherrschers zu seinen Unterthanen ebenso betheiligte, wie in seinem Privatleben. Alle Welt blickte voll tiefer Achtung und Verehrung zu dem von Liebe und Reinheit erfüllten Familienleben empor, das von der Höhe des Thrones als erhabenes Muster erglänzte. Als treuer, liebender Gatte und Vater stand Zar Alexander Alexandrowitsch jedem Herzen vor allem nahe. Man fühlte und wußte es, daß er dieselbe Liebe und Treue auch als Landesvater zu seinem Volke in der Brust trug. Er war ein

17./29. October, dem Jahrestage der wunderbaren Errettung der kaiserlichen Familie von dem schrecklichen Eisenbahnunglück bei Vorki im Jahre 1888, ließ er sich von ihm das heilige Abendmahl reichen. Aus den Händen des Protobiererei Joann empfing der Kaiser auch die Sterbe-Sacramente; mit ihm hielt er sein letztes Gebet.

Was die allgemeine Beliebtheit des nunmehr verewigten Monarchen noch erhöhte, war seine Einfachheit, die ihn neben der großen Machtfülle seines unumschränkten Selbstherrschertums zierte. Die liebsten Stunden waren ihm diejenigen, die er im gemüthlichen Kreise der Seinen verbringen konnte. Gern ließ er auch in den Ruhepausen, die seine Berufspflichten ihm gönnten, ein gutes Buch oder suchte Genuß in den Klängen edler Musik, wie er denn den Werth von Kunst und Wissenschaft wohl zu schätzen wußte und ihnen auch als Staatsoberhaupt sein förderndes Interesse bewies! Kam die Zeit der Feste, zu Neujahr und zu Ostern oder bei besonderen Anlässen, wo dann das liebe, stille Gatschina mit der Petersburger oder, im Sommer, mit der Peterhofer Residenz vertauscht werden mußte, da fand freilich der russische Zarenthron die glänzendste Repräsentation. Und wie gewinnend wirkte auch bei solchen Gelegenheiten dann wieder die natürliche Liebenswürdigkeit des kaiserlichen Wirthes, der bei Banketten von Tafel zu Tafel ging, unter Umständen bis zu den Tischen der gemeinen Soldaten, nach dem Rechten sah, sich leutselig erkundigte, ob alle zufrieden seien, oder auf das Wohl seiner beglückten Gäste trank! Zu Weihnachten wurden den Soldaten Christbäume angezündet, und der Monarch erschien mit der Kaiserin und den kaiserlichen Kindern zur persönlichen Vertheilung der Geschenke und nahm an der festlichen herzlichen Anthell. Zu Ostern tauschte der Herrscher mit seinen niedrigsten Dienern wie mit seinen höchsten Würdenträgern den Bruderkuß. Ost besuchte er, meist mit der



Schloß Gatschina. Winter-Residenz des verstorbenen Zaren Alexander III.